

## Umschau

Gert Kelter:

### Bedürfnis oder Sehnsucht? – Überlegungen zu einem „Gott wohlgefälligen Gottesdienst“

„Und bringen stets was Neues her...“ Von Nikolaus Selnecker (1528-1592), einem wiederholt aus seinem Amt verdrängten Vertreter lutherischer Rechtgläubigkeit, stammt dieser Seufzer über die „stolzen Geister“, die dem Reiz des stets Neuen erliegen, die sich in der Kirche „mit G'walt erheben hoch“, die also Gehör, Mehrheiten und Einfluß suchen und finden und so die „rechte Lehr“ Jesu Christi fälschen.

Durch die neun Strophen des Chorals „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ“ (vgl. ELKG 207; EG 246 verzeichnet nur sieben Strophen und verzichtet auf die Erwähnung von „viel Sekten und groß Schwärmerei“ sowie auf – sehr bezeichnend! – den Ausblick auf die Ewigkeit; die erste Strophe stammt von Philipp Melanchthon) zieht sich der flehentliche Gebetsruf: „Bleib bei uns“, „verleih uns Beständigkeit“, „dein Kirch erhalt“, „erhalt uns bei deinem Wort“, „dabei erhalt uns“.

Daraus spricht die Sehnsucht nach der Klarheit des Einen Wortes im Gewirr der Wörter, nach einer verbindlichen Mitte im Chaos unverbindlicher Pluralität, nach der Wiedererkennbarkeit des geschichtlich Gewordenen im Durcheinander der Moden, nach autoritativem Trost in der Beliebigkeit grenzenloser Freiheit, nach Aufatmen und Seelenruhe zwischen schwankenden Säulen, nach der zeitlosen Schönheit des Ewigen und Heiligen in einem Kaleidoskop bunter Trümmer.

Das ist der Ruf nach dem zuverlässigen Kontinuum, nach einem Ort der Verklammerung von Zeit und Ewigkeit, der dem stets Neuen nicht unterworfen ist.

Ein solcher Ort ist der Gottesdienst der christlichen Kirche, sollte es jedenfalls sein.

Jahrzehntelang haben die Kirchen im Gefolge gesellschaftlich-politischer Ideologien „den modernen Menschen und seine Bedürfnisse“ in den Mittelpunkt gestellt. Sie haben sich „ein Bild gemacht“ von diesem modernen Menschen, ein Bild das ein Abbild eines von wirtschaftlichen Interessen geleiteten Konstruktes ist. Und sie haben dabei übersehen, daß es einen Unterschied zwischen den artikulierten Bedürfnissen und den vielfach unartikulierten Sehnsüchten der Menschen gibt.

In Abwandlung des Augustinus-Wortes könnte man formulieren: Meine Seele ist unruhig in mir, solange sie danach trachtet, vermeintliche und eingeordnete Bedürfnisse zu befriedigen und solange sie nicht Ruhe findet in Gott, dem Zielpunkt meiner Sehnsucht.

Die Journalistin Renate Schostack, die sich selbst nicht als „zum klassischen Material gehörend“ bezeichnet, „aus dem Kirchenbesucher in der Regel gemacht sind“, vielleicht also eine gar nicht so untypische Vertreterin des modernen Menschen, beschreibt in einem Artikel in der FAZ, was sie im Gottesdienst sucht:

*„Sie begann wieder in die Kirche zu gehen, nachdem sie (...) den naturphilosophischen Essay von Jacques Monod ‚Zufall und Notwendigkeit‘ gelesen hatte. Der Kirchgang war Protest gegen den Wissenschaftler, den Molekularbiologen, den Nobelpreisträger, der den Menschen zum vom genetischen Code gesteuerten Apparat, zum Fossil der Evolution, zum Produkt des Zufalls deklariert hatte (...) Wenn sie in eine halbdunkle Kirche trat, wollte sie sich selbst darlegen, daß sie zu einem anderen Reich gehöre, in einem größeren Zusammenhang als den des naturwissenschaftlich errechneten Universums (...) Sie, die Germanistin, wünscht sich: eine Predigt, die nah am Text bleibend, ihn geseit interpretiert; Lieder, möglichst vor der Zeit des Pietismus entstanden, mit vielen Strophen und schwierigen Melodien; die volle Liturgie mit allen Stücken (nach heutiger protestantischer Sitte leider nur den Abendmahlsgottesdiensten vorbehalten, oder – die Klage anders formuliert – das Abendmahl aus den allermeisten Sonntagsfeiern verbannt (...), nicht nur, weil die Liturgie die christlichen Kirchen, Raum und Zeit übergreifend, verbindet, sondern als ein Stück guter Literatur, das einer schlechten Predigt allemal Widerpart zu leisten vermag. (...)*

*Eines dankt im stillen die Gelegenheitsbesucherin dem Pfarrer: daß sie ihm nicht an der Kirchentür die Hand drücken muß, daß er sie gehen läßt, ohne ihr markant ins Auge zu blicken und zu fragen, in welcher Straße der Gemeinde sie wohne. Sie wohnt an einem anderen Ort. Sie kommt aus dem Widerspruch gegen Jacques Monod und um die althodoxen, glaubensmächtigen Lieder zu singen: ‚Es ist das Heil uns kommen her von Gnad und lauter Güte‘.“ (Renate Schostack, Geh, steig herab, FAZ Nr. 117 v. 21.5.1983, in: Chr. Möller, Gottesdienst als Gemeindeaufbau, Göttingen 1988, S. 93-95).*

Kulturprotestantische Bedürfnisse vermischen sich hier teilweise mit den Sehnsüchten. Ganz deutlich wird aber, was die „Gelegenheitsbesucherin“ nicht sucht: Ewigkeits-, gerichts- und gnadenvergessene Menschendienste, die sonntägliche Fortsetzung alltäglicher Politmagazine, Pastoren, die in einer kümmerlichen Mischung aus Pausenclown und Showmaster „ein Programm gestalten“, seichten Sakropop, interessante „Events“, ein wohliges Gemeinschaftsgefühl, die „persönliche Beziehung“ zum Pfarrer und eine Verkündigung, die sich von der Krisen- und Lebensphasenbegleitung eines Psychologen nur durch ihre Unprofessionalität negativ unterscheidet.

Das mag auch diejenigen erstaunen, die ansonsten vom Gottesdienst erwarten, daß er das „Bewährte bewahrt“. Es vermag sie aber vor allem von dem schlechten Gewissen zu entlasten und zu befreien, das „Sektierer und Schwär-

mer“ ihnen – manchmal leider erfolgreich – durch ihre Urteile über „konservative, verknöcherte“ Gottesdienste einzureden versuchen.

Wie also muß der Gottesdienst beschaffen sein, damit er den sogenannten modernen Menschen mit seiner ausgesprochenen oder unausgesprochenen Klage „auf dieser Erd ist keine Ruh“ in den Blick nimmt und ihn hineinnimmt in die Ruhe, die dem Volk Gottes noch vorhanden ist, „von hinnen aus dem Jammertal zu dir in deinen Himmelsaal“?

## 1. Der Gottesdienst ist Gottes Dienst

Anders gesagt: Der Gottesdienst muß seinem Gefälle nach „katabatisch“ sein, also von Gott und seinem offenbarten, unfehlbaren Wort her und nicht vom Menschen her geprägt. Im Gottesdienst muß deutlich werden, wer das Haupt ist und wer die Glieder.

Er ist keine Veranstaltung eines Pastors, der sich freut, daß heute morgen trotz des schlechten (oder wahlweise: schönen) Wetters einige den Weg in ‚seiner‘ Kirche gefunden haben und diese Veranstaltungsbesucher darum herzlich im Namen des Gottesdienst-Vorbereitungskreises der Gemeinde begrüßt.

Der Gottesdienst ist kein dialogisches Geschehen zwischen einem theologisch geschulten Animateur und seinen Gästen, sondern zwischen dem heiligen und lebendigen Gott, der in seiner unergründlichen Barmherzigkeit in einen Dialog mit uns „armen, sündigen Menschen“ tritt. Da wird nicht über Gott geredet, sondern da redet Gott mit uns. Der Heilige Israels ist Subjekt, nicht Objekt des Geschehens.

Wenn der Gottesdienst Gottes Dienst ist, ist er „heilig“, also ganz anders als die Welt, als der Alltag, als die Konvention des Üblichen und Mehrheitsfähigen. Er ist Einbruch des Ewigen in das Zeitliche, damit im Licht des Ewigen das Zeitliche gesegnet, also aus Gottes Hand angenommen werden kann. Hier, im Gottesdienst, wird die Kategorie des göttlichen Urentwurfes oder auch Gegenentwurfes zur gefallen Welt hörbar und erfahrbar. Umwertung aller Werte, aber nun einmal nicht gemessen am Kriterium demokratischer Mehrheiten, sondern theokratischer Setzung.

## 2. Der Gottesdienst ist christozentrisch

Die Heiligkeit des christlichen Gottesdienstes steht nicht im Gegensatz zu seiner „Menschlichkeit“, sofern er christozentrisch ist. Und das muß er sein. Denn von Christus her, der wahrer Gott und wahrer Mensch ist, der um uns Menschen und um unserer Seligkeit willen Mensch geworden ist, werden alle menschlichen Inszenierungen als im tiefsten Sinne unmenschlich entlarvt. Es ist unmenschlich, wenn den Menschen die göttliche Wahrheit vorenthalten oder verschleiert wird, daß sie ohne den Glauben an Jesus Christus verloren sind und im Gericht nicht bestehen können. Es ist unmenschlich, wenn Gottesdienste im Tenor des Margarine-Reklame-Geträllers gefeiert werden „Ich darf so bleiben, wie ich bin“ und den Menschen nicht gesagt wird, daß Christus leiden und ster-

ben mußte, damit wir nicht so bleiben, wie wir sind, sondern wiedergeboren werden zu neuen Kreaturen und ihrer eigentlichen Bestimmung, von Sünde, Tod und Teufel erlöste Kinder Gottes zu sein.

Ist der Gottesdienst aber christozentrisch, ist er notwendig auch biblisch. Es gilt (unabhängig davon, ob man darin ein verbindliches ekklesiales Bekenntnis oder „nur“ biblisch-theologische Wahrheit erkennt), was in der 1. These der ‚Barmer Theologischen Erklärung‘ von 1934 so formuliert wird: *„Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. – Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben diesem einen Worte Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.“*

Wo von Sünde und Gnade biblisch geredet wird, wo Sünde vergeben und das Heil in Christus gelobt und gefeiert wird, ist vom Menschen und seiner Wirklichkeit die Rede. Von der ihn bedrückenden, ihm oft gar nicht in ihrer Tiefe bewußten Lebens- und Alltagswirklichkeit genauso wie von der neuen Wirklichkeit, die in Christus Gestalt angenommen hat.

Die „anderen Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten“, seien es politische, soziologische oder psychologische, sind nicht in ein dialektisches Verhältnis zur Christusoffenbarung zu bringen. Der Gottesdienst würde dann der immer wieder zum Scheitern verurteilte Versuch einer Synthese, bei der die Ereignisse (z.B. „11. September“), Mächte, Gestalten und Wahrheiten eine aktive Eigendynamik entwickeln und die Mitte beanspruchen. Der Gottesdienst darf und muß sich den Luxus erlauben, „Antithese“ von Christus und der Heiligen Schrift her zu sein. Dabei wird der Mensch und seine „Probleme, Sorgen, Ängste, Nöte und Freuden“ nicht an den Rand gedrängt, sondern – im Gegenteil: in die Mitte gerückt; aber nun in die Mitte, die Christus ist und in die Mitte, wo Christus ist. Von dieser Mitte her erscheint der Mensch in einem anderen Licht und wird sich in diesem anderen Licht auch anders, nämlich erneuert, getröstet, gestärkt wahrnehmen.

### 3. Der Gottesdienst ist katholisch

Das ist nicht konfessionell, sondern wörtlich zu verstehen: Der christliche Gottesdienst steht in einer Entsprechung zum Ganzen; zum Ganzen der in Gottes Wort offenbarten Wahrheit, zum Ganzen des Zeugnisses der Lehrer, Bekenner und Märtyrer der Kirche von dieser Wahrheit, zum Ganzen der Glaubensüberlieferungen der Christenheit, zum Ganzen der vom Evangelium gemeinten Menschheit und zum Ganzen des vom Evangelium gemeinten Menschen mit Geist, Leib und Seele, Vernunft und allen Sinnen.

Im Gottesdienst muß wiedererkennbar bleiben, woher wir kommen, damit wir wissen, wo wir stehen und wohin wir gehen.

Nicht das aktuelle Ich des Einzelnen und seiner Zeit, sondern das Wir der Kirche, nicht die jeweilige theologische Schulmeinung, sondern der Glaube der Kirche, dessen Eckstein Christus ist und der auf dem Fundament der Apostel und Propheten ruht, prägt den Gottesdienst in seiner Gestalt und Struktur.

Das Überraschende und Eventhafte, die präventöse Kreativität eines pastorischen Individualisten machen den Gottesdienst spießig und provinziell. Fülle und Weite verleihen ihm die Wiedererkennbarkeit des Ganzen, also seine Katholizität im wörtlichen Sinne. Zu dieser Fülle und Weite gehört auch der unauflöbliche Zusammenhang von Wort und Sakrament, von Predigt und Hl. Abendmahl.

Christian Möller beschreibt in seinem Aufsatz „Die Predigt der Steine“ (in: Jürgen Seim / Lothar Steiger [Hg.], Lobet Gott, Beiträge zur theologischen Ästhetik, München 1990, S. 171ff) eine Gottesdiensterfahrung: *„Ich erinnere mich an einen Prediger, der den Eindruck erweckte, eigentlich fange mit ihm und seiner Predigt erst richtig die Kirche an. Die Steine aber fingen während seiner Predigt immer lauter zu schreien an: Wir sind schon lange da und haben vor dir, lieber Prediger, schon viel Kirche erlebt und ganz andere Predigten in uns aufgenommen. Die Kirche hat längst begonnen, und zwar mit einem Eckstein, den die Bauleute verworfen haben (1. Petr. 2)!“*

Zur so verstandenen Katholizität des Gottesdienstes gehört daher auch seine liturgische Prägung. Liturgie ist durchaus nicht staubige Statik, unterliegt dem Wandel und ist offen für Gestaltung. Aber ein liturgischer Gottesdienst, der seiner Struktur und äußeren Form nach erkennen läßt, daß er Gottesdienst der Kirche ist, kann nicht mehr geschichtsvergessene, entwurzelte und mittelmäßige Gegenwartreflexion sein.

#### 4. Der Gottesdienst ist ein Trost-Amt

In der römisch-katholischen Kirche (auch in den skandinavischen lutherischen Kirchen und manchen lutherischen Gemeinden Deutschlands) nennt man einen feierlichen Gottesdienst auch „Hochamt“. Und er ist tatsächlich ein Hochamt, wenn er ein Trostamt ist. Der christliche Gottesdienst ist ein parakletischer, ein tröstender Gottesdienst.

Der Trost setzt bei den zu tröstenden eine Trostlosigkeit voraus und bei den Tröstern das eigene Getröstetsein. Trostlosigkeit ist aber nicht der Mißmut über soziale Ungerechtigkeiten, die andere (!) begehen, sondern das tiefste Erschrockensein über die eigene Verlorenheit vor Gott, das in die reformatorischen Frage mündet: Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?

Sie ist die Erkenntnis, daß „ich, ich und meine Sünden“ dem barmherzigen Gott das Elend erregt haben, das ihn in Christus schlägt (vgl. ELKG 64,4) und daraus das ganze Sündenelend der Welt resultiert, zu dem dann auch soziale Ungerechtigkeit gehören mag.

Der einzige Trost, der dieser Trostlosigkeit etwas entgegensetzt, ist der „Trost des Evangeliums“, der sich in seiner entschiedenen Gegnerschaft zur Trostlosigkeit eben auch als „Trotz des Evangeliums“ erweist.

Es ist bezeichnend, daß die Formulierung „Hört den Trost der Heiligen Schrift“ gerade in der Begräbnisliturgie als Einleitung des Auferstehungsevangeliums so ausdrücklich und eindrücklich begegnet.

Nicht „Kopf hoch!“, sondern „Erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht!“; nicht der ethische Appell an den freien Willen zur Weltverbesserung, sondern der Heilandsruf an die Mühseligen und Beladenen tröstet. Das ist das alte und immer neue „altorthodoxe, glaubensmächtige Lied“ von dem Heil, das wir nicht gefälligst selbst und aus uns selbst schaffen müssen, sondern, das extra nos, das uns von Gottes Gnad und lauter Güte von außen entgegenkommt. – Das tröstet und das stärkt im übrigen auch die müden Knie zu neuen Schritten der Barmherzigkeit und Liebe, zu Weltverantwortung und Opferbereitschaft, die nicht in ausgebrannter Resignation enden.

Allerdings: Wer trösten will, muß selbst getröstet sein, muß selbst die Trostlosigkeit erfahren und im Trost- und Trotzamt des Evangeliums und des Gottesdienstes, im tröstenden Evangelium und Sakrament seine geistliche Quelle und sein geistliches Zentrum haben.

## 5. Der Gottesdienst ist sabbatlich

Mit dem Verständnis des Gottesdienstes als Trostamt hängt eng seine „sabbatliche Dimension“ (Chr. Möller) zusammen. In dem schon erwähnten Heilandsruf (Mt. 11, 28-30) sagt Christus: „So werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen“ (V. 29).

Damit ist das Ziel unserer Sehnsucht beschrieben, das alle Erwartungen und Bedürfnisse übersteigt und überbietet und in dem all das (im doppelten Wort-sinn) ‚aufgehoben‘ und ‚geborgen‘ ist.

Der Sabbat, der Feiertag, der Sonntag, der Ruhetag: Er hat seinen Ursprung im Paradies vor dem Sündenfall. Er ist Stiftung und Setzung Gottes, Gebot und Geschenk des Allmächtigen. Am siebenten Tage ruhte Gott von allen seinen Werken und die Schöpfung soll Anteil haben an seiner Ruhe, innehalten und innewerden, daß sie Schöpfung und Gott der Schöpfer ist.

Die unstete und flüchtige Hektik des Alltags, so interessant sie von Fall zu Fall auch sein mag, ist Folge der Sünde und darin die bedrückende Abwesenheit der Ruhe Gottes, nach der sich die Seele zurücksehnt. Aber diese sabbatliche Ruhe ist dem Volk Gottes dennoch verheißen (Hebr. 4,9). Und zwar in der Ambivalenz des „noch nicht und schon jetzt“, das die christliche Existenz immer prägt. „Noch nicht“, weil sie in ihrer Fülle erst dann sein wird, wenn „Gott alles in allem“ ist (1. Kor. 15, 28). „Schon jetzt“, weil die Ruhe Gottes in Christus für uns gegenwärtig wird. Genau das geschieht im Gottesdienst durch Gottes Wort und seine Sakramente, wo zwei oder drei sich in seinem Namen versammeln und Christus mitten unter uns ist.

Ist diese sabbatliche Dimension in unseren Gottesdiensten erfahrbar? Sind sie ein Stück ‚Himmel auf Erden‘, ein Ort, an dem ‚der Strahl der Ewigkeit in die Zeit‘ hereinbricht?

Wer es gewohnt ist, in den modernen Kategorien von Solidarität und irdischer Gerechtigkeit zu denken und zu urteilen, wird mit ethischer und moralischer Entrüstung die Prachtentfaltung ostkirchlicher Liturgien in überreich geschmückten Gotteshäusern zur Kenntnis nehmen, in denen sich – etwa in Rußland oder Bulgarien – Menschen versammeln, die mit einem Existenzminimum auskommen und oft in großer Armut leben müssen. Sind es vielleicht nicht gerade diese zwei oder auch drei Stunden der „Göttlichen Liturgie“ im Tempel Gottes, die für diese Menschen den Alltag ertragen und bewältigen lassen?

Was entgeht uns, wenn wir die sabbatliche Dimension des Gottesdienstes verdrängen und statt dessen rationalistische, themenüberfrachtete Informationsveranstaltungen in Zeitungs- oder Fernsehsprache in zweckmäßig gestalteten Mehrzweckgebäuden als „zeitgemäß“ bevorzugen?

Der Psalmist (Ps. 27, 4) bittet nur eines vom Herrn: „Zu schauen die schönen Gottesdienste des HERRN und seinen Tempel betrachten.“

„Schön“ ist üblicherweise ein Verlegenheitsprädikat, mit dem man sehr allgemein bezeichnet, was man näher nicht bestimmen kann. „Schön“ ist aber auch der staunende Ausruf eines Kindes angesichts einer überwältigenden Herrlichkeit, für die es keine Worte findet. Auch das ist ein Bestandteil der sabbatlichen Dimension des Gottesdienstes, daß er „schön“, daß er „ästhetisch“ ist. Es gibt auch die nicht-gottesdienstliche ‚Ästhetik des Sonntags‘, die sich in überkommenen Strukturen, Sitten, Gebräuchen und Gepflogenheiten darstellt. Aber Ästhetik hat – theologisch verstanden – mit Gottesschau, mit Glauben zu tun. Rudolf Bohren beschreibt „Glauben als ästhetisches Phänomen, ja (als) das ästhetische Phänomen (schlechthin), insofern der Glaube Gott selbst wahrnimmt“ (Bohren, BThZ 1989, 2).

Die Seele des Psalmbeters „verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des HERRN“, sein „Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott“ (Ps. 84, 3).

Solchen sabbatlichen Menschen ist verheißen: „Sie gehen von einer Kraft zur andern und schauen den wahren Gott in Zion“ (Ps. 84, 8).

Es sind wohl gar nicht immer boshaft und bewußt „stolze Geister“, die glauben, stets was Neues herbringen zu müssen und so zur Destruktion des Gottesdienstes beitragen. Es sind vielmehr diejenigen, die viel zu tief in ihrer Ideologie der „Kontextualisierung“ gefangen sind, um noch verstehen zu können, daß Gottesdienst und Glaube nicht auf die Bedürfnisse, sondern auf die Sehnsucht des Menschen zielt, die eben nicht „kontextualisiert“ werden will, sondern geradezu „ent-kontextualisiert“ aus den schuldverstrickten Zusammenhängen dieser Zeit und Welt in Gott allein, und nur in ihm, ihre Erfüllung findet.

Wir kommen aus dem Widerspruch gegen den „Kontext“ der Welt, um die „altorthodoxen, glaubensmächtigen Lieder zu singen: Es ist das Heil uns kommen her, von Gnad und lauter Güte.“